Thomas Stadelmann: Turn- und Mehrzweckhalle Kuonimatt; 5.8.14; 10'114 Zeichen

Sightseeing auf der Kuonimatt

Auf der Kuonimatt, der Ebene am Fuss des Pilatus zwischen der Horwer Seebucht, Kriens und der Luzerner Allmend gelegen, kommt mir ein Satz von Niklaus Graber und Christoph Steiger von 2011 in den Sinn. Im Interview zur Pilatusgalerie ging es um den Blick vom Luzerner Hausberg hinunter auf die Stadt: «Dass die Sterne etwas Schönes sind, das wissen wir. Auf dem Pilatus sieht man, dass Stadt auch etwas Schönes sein kann.»
An dieser Bemerkung ist typisch, dass die beiden Architekten einer Generation der über Vierzigjährigen angehören, die ihre Gedanken und Lösungen immer auch der Stadt widmen – sie realisieren Gebäude und Orte, die in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung, das heisst polyvalent gedacht, entworfen, gebaut und wirksam sind. Ihren Antrieb für den kreativen Umgang mit Widerspruch und Komplexität sucht und findet diese Generation in der Antwort auf eine Aufgabe, an einem spezifischen Ort, zu einem bestimmten Zeitpunkt. «Stil» meint die Art und Weise des strukturierten architektonischen Handelns. Und sind sie noch so chaotisch, dispers oder unästhetisch «dirty»: Die vorgefundenen Realitäten werden akzeptiert und zum Material für die Entwurfsarbeit. Diese findet in einem nicht vorbestimmten Raum statt, will heissen: Eine allgemein gültige Definition von «Stadt» existiert nicht, dafür jedoch allgemeine und spezifische Phänomene. Und entscheidend ist, mit welcher Wirkung sie im einzelnen Projekt zum Gegenstand werden, wie die Architekten die Architektur der Stadt analysieren, interpretieren, manipulieren oder sogar neu gründen.

Annäherung

Hier interessiert, was Graber und Steiger vor zwölf Jahren mit dem Neubau einer Turnhalle auf der Kuonimatt geleistet haben. Der Wettbewerbsentwurf entstand 1999, in den Anfangsjahren des Büros. Die Architekten fanden einen Ort vor, an dem 1954 zeitgleich ein Primarschulhaus, Wohnhäuser und einige Hundert Meter weit entfernt die erste Autobahn der Schweiz gebaut worden waren. Nach heftiger Bautätigkeit treffen heute die engmaschigen Siedlungen aus den 1950er- und 1960er-Jahren zusätzlich auf Industriegebiete sowie Freizeit- und Einkaufsbereiche. Der Neubau der Turnhalle mit Mehrzwecknutzung wurde 2002 fertiggestellt. Beim ersten Augenschein vor Ort erstaunt, dass die von Grün eingefasste Lichtung mit der Schul- und Freizeitnutzung ihre städtebauliche Originalität erhalten konnte. Schulhaus und Turnhalle sind farblich Ton in Ton gestaltet, die Fassaden spielen mit Ähnlichkeiten, und sogar der Bauwagen, den die Jugendarbeit abgestellt hat, fügt sich augenzwinkernd in das Ensemble ein – die Architekten würden wohl mit Freude festhalten, dass ihre «atmosphärische Annäherung» zwischen Bestand und Neubau gelungen sei. Dahinter steckt ein Programm. Umgesetzt haben es Graber und Steiger mit einer kompositorischen Improvisation zum Thema «Pavillon im Park». Nach dem Sightseeing vor Ort klingt der Eindruck nach, dass ihre Architektur zugleich Ordnung schafft, dem abstrakten Konzept von «Landschaft» verpflichtet ist und einzigartiges Objekt sein möchte.

Durchdringung

Zunächst wurde mit dem Neubau der Turnhalle das Schul- und Freizeitgelände neu geordnet. An den Rand des Pausenplatzes gesetzt, respektiert das Gebäude ebenso den offenen Charakter der Lichtung wie die Präsenz des Primarschulhauses. Die Spiel- und Sportplatzwiese wird durch das

Volumen und die Lage der Turnhalle als parkähnlicher Freiraum lesbar, zu dem auch die relativ grosse Ulme auf dem Pausenplatz gehört. Die Ein- und Ausgänge des Neubaus funktionieren wie selbstverständlich: tagsüber für den Schulbetrieb, abends für die Nutzung durch die Vereine. Für die Organisation im Grundriss und im Schnitt haben die Architekten auf Transparenz gesetzt. Ganz der modernen Tradition des Begriffs verpflichtet, wurde gleichzeitig die räumliche Anordnung der Nutzungen umgesetzt und die optischen Eigenschaften von Glas verwendet. Die Innen- und Aussenräume stehen konsequent in Beziehung zueinander, und sie sind als konsequente Durchdringung von Bewegungs- und Aufenthaltsräumen, von Ein- und Aussichten erlebbar, die gezielte Lichteinfälle von oben atmosphärisch zusätzlich aufladen. Effizient-pragmatisch, in der Haltung konkret und puristisch anmutend zeichnen sich die Nutzungen der Turnhalle in der Disposition und Gestaltung von zwei Gebäudeteilen ab. Der Haupteingang, der Garderobentrakt und die Nebenräume sind eingeschossig, das Volumen der Turnhalle ragt eigenständig darüber hinaus. Unerwartet für eine Einfachturnhalle, aber stimmig zum Strukturbild des Pavillons, öffnet sich die Sportnutzung im Inneren zur Spielwiese hin mit einer Glasfassade und auskragenden Vordächern. Ebenso folgerichtig und in der Haltung systemisch sind die Materialien Stahl, Glas und Holz verwendet worden. Einer exemplarischen Fingerübung ähnlich, sind die tragenden und nicht tragenden Bauelemente nach dem «Haut- und Knochenprinzip» (Zitat aus dem Projektbeschrieb) zusammengefügt.

Landschaft

Die Architektur der Turnhalle in Anlehnung an den Begriff «Scapes»[1] mit dem abstrakten Konzept von «Landschaft» in Verbindung zu bringen, ermöglicht es, eine Lücke zu schliessen – dort, wo weder der reale Naturraum noch die traditionelle Vorstellung von Stadt existieren und Sinn stiften. Für die Urbanität auf der Kuonimatt, mit dem Pilatus im Blick und den Innerschweizer Alpen am Horizont, trifft dies zu. Die markanten Vordächer, die zwischen innen und aussen vermitteln, können somit als architektonische Referenz an die nähere und weitere Umgebung – die nicht im sentimentalen, jedoch im kulturellen Sinn landschaftlich ist – verstanden werden. Ihre Sprache ist konstruktiv und ihre primäre Funktion besteht darin, zu schützen. Weil ihre Gestaltqualität jedoch ausgesprochen plastisch wirkt, erhält der stilisierte Pavillon in seiner parkähnlichen Umgebung auch als baukünstlerisches Objekt seine Bedeutung. Die zweiseitige konstruktive Überspanntheit der Vordächer scheint daher bewusst eingesetzt, aber ebenso bewusst in Grenzen gehalten. So erfüllen die Vordächer ihre Aufgabe in mehrfacher Hinsicht. Als symbolische Form für den Bezug zur Landschaft stehen sie in einem abstrakten Verhältnis zur direkten Umgebung – das gilt übrigens ebenso für das KKL-Dach, das Jean Nouvel 1993 für den Europaplatz in Luzern entworfen hat.

Installation

Graber und Steiger haben also auf der Kuonimatt eine ortsgebundene, ordnende und im Sinn einer idealisierten Landschaft zugleich raumerweiternde Lösung realisiert. Die Komplexität der Aufgabe hat sich im systematischen Spiel mit räumlichen Beziehungen, Funktionen und Bedeutungen zur Idee des «Pavillons im Park» in einem für den Ort vollwertigen Ergebnis aufgelöst. Die Turnhalle ist schön, weil sie funktional und angemessen ist, Ordnung und Orientierung schafft, inhaltlich dem für den Ort sinnfälligen Konzept der Landschaft verpflichtet ist und architektonisch eine Botschaft vermittelt.

Den Zusammenhang zwischen der Strategie im Entwurf, dem kulturellen Landschaftsbezug und der mehrdeutigen Wirkung eines architektonischen Objekts stellt die «Installation» her. Als klassische Entwurfshaltung könnte man die Art und Weise bezeichnen, wie die vorgefundene

Situation, die Aufgabe und die Mittel der Architektur in Beziehung zueinander gesetzt und zusammengefügt wurden. Aus dem Strukturbild des Pavillons heraus sind funktionale und urbanistische Mehrwerte entstanden, die einen bereits öffentlichen Ort weiterentwickelt haben. Wenn es eine Kehrseite zu erkennen gilt, dann vielleicht diese: Eine strukturierte Komposition führt nicht automatisch dazu, dass ein Gebäude zum Träger bestimmter Qualitäten in der Wahrnehmung wird. Die Architektur von Graber und Steiger ist nicht bildhaft zugänglich und schon gar kein populistisches Experiment. Sie lehnen die postmoderne Collage und das Modische entschieden ab. Für sich genommen vermittelt die Turnhalle ein überaus geordnetes wie eigenständiges Bild. Der Ort hat sich dadurch verändert, ohne dabei seine Originalität zu verlieren. Die Turnhalle als «Pavillon im Park» bleibt jedoch ein deutungsbedürftiges Zeichen, für das nicht spezialisierte Auge mag und darf es kühl wirken. Trotz gelungener atmosphärischer Annäherung ist deshalb mit dem Begriff der «Identität» hier vorsichtig umzugehen: Die Identifikation mit Architektur resultiert erst durch den Gebrauch. Ein Bonmot sagt dazu, dass ein Gebäude von dem Moment an gut erhalten und gepflegt wird, in dem es geliebt wird. Zur Turnhalle auf der Kuonimatt wird sehr gut Sorge getragen. Sie wirkt frisch und unverbraucht. Liebe kann jedoch nicht allein der Grund dafür sein – und so gilt wohl eher die Erkenntnis, dass die gefühlte Distanz zur architektonischen Abstraktion dem Gebäude den notwendigen Respekt verschafft hat.

Zufall

Von der Kuonimatt aus ist die Pilatusgalerie, die auf dem prominenten Nord-Süd-Berggrat des Pilatus sitzt, leider nicht zu sehen. Der Umkehrschluss, dass die Turnhalle einen Beitrag für die eingangs beschriebene «schöne Stadt» leistet, wäre auch zu schön gewesen. Der Zufall will es aber, dass auf der Spielwiese vor der Turnhalle die Glasfassade mit den Vordächern und gleichzeitig die nicht weit entfernten Wohntürme der Sportarena von Daniele Marques zu sehen sind: Für einen kurzen Augenblick ist die Verbindung zur «schönen Stadt» der Architekten, die nun treffender als «Stadtlandschaft» zu bezeichnen wäre, wiederhergestellt. Zwei architektonische Komplizen, die sich zufällig begegnen, sprechen davon, dass sich die guten Dinge in der Architektur über Gemeinde- und Stadtgrenzen hinaus austauschen. Im Hinblick darauf, dass für die kommenden Jahre dem Süden Luzerns ein heftiger baulicher Wandel vorausgesagt wird, provoziert die Begegnung von Struktur und Zufall einen abschliessenden Wunsch: Die Turnhalle auf der Kuonimatt ist ein lokaler Klassiker für ein Sightseeing in der schönen Stadt der Zukunft – für das Sichvergewissern vor Ort, was Beziehungsreichtum in der Architektur ausserhalb der Kernstadt ausmachen und bewirken kann – und was nicht.

---

[1] Ulrich Königs: Vom Propfen, Klonen und Kügelchen schlucken. Spaces als Zukunftsmodell der Stadt. In: Daidalos 72. Leipzig: Urbane Strategien 1999. S. 18-27